

## **Bremen und seine Presse im Ersten Weltkrieg**

Eine Ausstellung im 100. Jahr des Kriegsbeginns in der Bremischen Bürgerschaft und die Erinnerung an die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“.

Michael Nagel  
Konrad Elmshäuser

*„Der Krieg ist schrecklich, trotzdem er,  
rein theoretisch gesprochen, unter Umständen eine Erlösung  
bedeuten und glücklichere Zustände schaffen kann“*

(BREMER NACHRICHTEN AM 29. JUNI 1914)

Geschichte hat Konjunktur. Angestachelt vom „Hype“ der Medien konzentrieren sich auch die Deutschen mit wachsender Begeisterung auf historische Ereignisse und Jubiläen. Wir in der Bürgerschaft tun es auch. Bis zum 19. September zeigen wir eine große Ausstellung zum Thema „Bremen und seine Presse im Ersten Weltkrieg“, die gemeinsam mit dem Institut für Deutsche Presseforschung an der Universität Bremen sowie der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen konzipiert wurde. Wir haben die Ausstellung initiiert, um hier im Parlament daran zu erinnern, dass Menschen die Entscheidungen zu kriegerischem Handeln treffen mussten, dass auch Menschen es waren und sind, die das Kriegsgeschehen berichten, bewerten und letztlich auch den aktiven oder potentiellen Soldaten und deren Familien vermitteln und erklären mussten: Denn Krieg bedeutet immer auch Nachrichten vom Krieg. Krieg ist aufregend, es gibt ununterbrochen Neuigkeiten. Alles ist in Bewegung, der Veränderung unterworfen. Krieg nimmt die Öffentlichkeit für sich ein, mehr als es die Ruhe im Frieden vermag. Wie paradox.

Wir wollen wissen und darstellen, wie die mehr als vier Jahre eines ersten totalen Krieges den Alltag der Bürgerinnen und Bürger in der Hansestadt veränderten. Lassen Sie mich dazu die Geschichte von Georg Kehlenbeck erzählen. Der Mann war Vollwaise und wuchs in Bremen auf. Nach einer Tischlerlehre gründete er eine Familie. Zwei seiner drei Söhne zogen mit ihm in den Krieg. Alle drei überlebten – Gott sei Dank. Als Tischler hatte er sich im Stellungskrieg Gedanken darüber gemacht, wie man Verwundete am besten aus den Gräben heraustransportieren könnte. Denn durch die häufig scharfen Kurven in den langen Grabensystemen war es beinahe unmöglich, die Tragen um die Ecke zu befördern. Also entwickelte er ein Patent und meldete es auch an, die Tragen so zu konstruieren, dass man damit selbst in den engsten Schützengräben um die Ecke kommt. Doch der Krieg war vorbei, bevor Georg Kehlenbeck mit seiner Erfindung Geld verdienen konnte. Bittere Ironie des Schicksals.

1914 bis 2014 – welch langer Weg zum Frieden! Dazwischen „75 Jahre Zweiter Weltkrieg“ und „25 Jahre Mauerfall“. Es ist aber auch schon eine lange Zeit, in der wir Deutsche und viele Europäer in Frieden leben, leben dürfen. Als im Juni 1989 Helmut Kohl und Michail Gorbatschow gemeinsam erklärten, alle Völker hätten das Recht, ihr Schicksal frei zu bestimmen, war das eine Bestätigung und Absegnung des Freiheitswillens der Bürgerinnen und Bürger in der damaligen DDR. Dass daraus auch Konflikte und Krisen erwachsen, konnte man in einigen an Russland grenzende Staaten beobachten, die vormalig zum Reich der Sowjetunion gehört hatten.

Frieden braucht kluge Menschen, wegweisende Überzeugungen und mutige Taten. Ganz in meiner Nachbarschaft in Hastedt lässt sich dieser Dreiklang heute noch spüren: Am Beispiel Ludwig Quiddes und der Ludwig-Quide-Straße. Es hat eine

gewisse Tragik, wenn Geistesgrößen und Friedenskräfte nach Jahrzehnten oder gar einem Jahrhundert vor allem mit Ampeln, Autos und Anrainern in Verbindung gebracht werden statt mit Abrüstung und deutsch-französischer Annäherung, für die Quidde sich besonders engagierte. Dafür erhielt er 1927 den Friedensnobelpreis und zählt damit sozusagen zum obersten „deutschen Friedensquartett“, dem Gustav Stresemann, Carl von Ossietzky, Willy Brandt und eben der in Bremen gebürtige und aufgewachsene Quidde angehören.

Ludwig Quidde war ein Historiker und Linksliberaler. Der große Sohn unserer Stadt, in der er bis zum Abitur am Alten Gymnasium lebte, entpuppte sich als äußerst vielseitig - wissenschaftlich, politisch und satirisch. Aufsehen erregte seine bisige „Studie über römischen Cäsarenwahnsinn“ mit dem Titel „Caligula“, die sich in Wahrheit gegen den eigenen Monarchen Wilhelm II. richtete. Der Name Quidde steht aber auch für eine andere Seite. Ich möchte an die Sitzung der Bremischen Bürgerschaft im August 1914 erinnern. Auf der Tagesordnung standen „Maßnahmen des Senats aus Anlass des Krieges“. Dr. Quidde, Präsident der Bürgerschaft, betonte in seiner Ansprache: „Dass trotz der allseitig anerkannten Friedensliebe Seiner Majestät des Kaisers Deutschland der Friede geraubt ist und wir die Schrecknisse eines Krieges ... jetzt erleben, ist lediglich von unseren Gegnern, in erster Linie von Russland, verschuldet.“ Seine Rede wurde immer wieder von „Sehr richtig!“, „Bravo!“ und – gemäß Protokoll – durch „lebhaftem Bravo!“ seitens der Abgeordneten begleitet. Quidde sprach von der „großen Begeisterung, die im ganzen deutschen Vaterlande herrscht“. Und dann: „Im deutschen Volke, das volles Vertrauen zu unserem Heer und volles Vertrauen zu unserer Marine hat, herrscht ein Geist, der unbedingt zum Siege führen muss.“

Jener Dr. Quidde, der hier auf der Klaviatur von Patriotismus und Militarismus spielte, hieß nicht Ludwig Quidde, sondern Rudolph – der Bruder. Der Erste Weltkrieg hatte im deutschen Volk nicht nur glühende Verehrer und Verfechter. Zuweilen spaltete er sogar Familienbande, wie der Fall der Quiddes an sehr exponierter Stelle beweist. Hier der Pazifist Ludwig, der kurz vor Kriegsbeginn zum Vorsitzenden der Deutschen Friedensgesellschaft gewählt und bald danach als Kriegsgegner in seiner Partei und in der Fraktion des bayerischen Landtags zum Außenseiter wurde. Dort der Nationalist Rudolph, der die besagte Bürgerschaftssitzung weihevoll und in tiefer Überzeugung schloss: „Wir geloben, treu zu unserem geliebten Kaiser und unserem herrlichen Deutschen Reiche zusammenzustehen und das unsrige zu tun, um Deutschlands Bestand und Ehre zu wahren. Unser geliebtes deutsches Vaterland, es lebe hoch, hoch, hoch!“ Konträre politische Karrieren in der Familie Quidde, die in Vergessenheit geraten sind.

Die Erinnerungskultur in Deutschland wurde jahrzehntelang dominiert von der Nazi-Herrschaft, dem Holocaust und dem Zweiten Weltkrieg. Das Gedenken an den Ersten Weltkrieg verlor sich dahinter. Freilich nicht die verbreitete Erkenntnis, dass mit dem Ersten Weltkrieg und deutschem Weltmachtstreben die Weichen für den Zweiten Weltkrieg bereits gestellt worden seien. Es ist spannend, mit diesen Dokumenten aus Bremer Archiven den Zeitgeist des Weltkrieges, der „Urkatastrophe“ des vergangenen Jahrhunderts, in dem die meisten von uns noch geboren sind, rückblickend zu erfahren.

Nie wieder Krieg? Gefahren für den Frieden gehen heute nicht mehr so sehr von den großen Mächten aus, sie lauern eher an ihren Rändern oder in Regionen, in denen Fanatismus und Gewalt der Demokratie keine Chance lassen.

Freilich: Viel stärker als die weltpolitische Lage hat sich der Einfluss der Medien verändert. Im Ersten Weltkrieg, als Brieftauben noch Depeschen und Dokumente transportierten, dauerte es Stunden beziehungsweise Tage, bevor die Nachricht von der Front beim Volk landete. Heute begleiten Meldungen und Meinungen das Kriegsgeschehen unmittelbar, eilen über Twitter und Tweeds ihm vielleicht sogar voraus. Die Lücke zwischen wirklicher Handlung im Krisengebiet und der medialen Betrachtung ist aufgehoben, die Rolle der Medien in Kriegs- und Ausnahmezuständen eine tragende. Die Medien gelten aus politischer Sicht als vierte Macht im Staate. Sie prägen die lokale wie die globale Öffentlichkeit, damit auch die Identität und das gesellschaftliche Bewusstsein. Ob nun die Konjunktur historischer Rückbetrachtung auch ein Geschichtsbewusstsein prägt, ob zumindest entscheidende Akteure gesellschaftlichen Handels auch gewillt sind, aus Geschichte, besonders aus der fatalen Geschichte der beiden Weltkriege, zu lernen – das kann ich nur hoffen. Wir wollten mit dieser Ausstellung im Bremer Landtag einen kleinen Beitrag dazu leisten. Es ist ein Denkanstoß zur Selbstreflexion.

Christian Weber  
Präsident der Bremischen Bürgerschaft

## „Bremen und seine Presse im Ersten Weltkrieg“:

Eine Ausstellung im 100. Jahr des Kriegsbeginns in der Bremischen Bürgerschaft und die Erinnerung an die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“.

Michael Nagel

Bremen war weit entfernt von den Fronten des Ersten Weltkrieges. Und doch war der Krieg auch hier allgegenwärtig. Wie veränderte er die Stadt? Welche Rolle spielte die lokale Presse für die „Heimatfront“ Bremen? Was sagt diese Presse uns heute über den Alltag der Bevölkerung damals? Diesen Fragen geht die Ausstellung nach, die von der Bremischen Bürgerschaft in Zusammenarbeit mit dem Institut „Deutsche Presseforschung“ und dem Projekt „Aus den Akten auf die Bühne“ des Instituts für Geschichtswissenschaft (beide Universität Bremen) sowie der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen veranstaltet wird.

### 1. Erinnern an den Ersten Weltkrieg heute

Einerseits bietet diese Ausstellung etwas Besonderes, andererseits ist sie Teil des allgemeinen Erinnerns an die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“. Besonders ist sie, weil sie Ausschnitte der lokalen Pressegeschichte mit dem Geschehen an der Heimatfront und authentischen Äußerungen aus der Bevölkerung verbindet und so versucht, einen Eindruck von der Vielstimmigkeit der damaligen Zeit wiederzugeben, insbesondere von ihren Medien zwischen Propaganda und Kritik. Darüber hinaus gehört sie, wie gesagt, zu der – bereits im ersten Jahr des Gedenkens – kaum mehr übersehbaren Anzahl von weiteren Ausstellungen, Konferenzen, Dokumentar- und Spielfilmen, Publikationen und Feuilletontexten, Radiosendungen etc. zum Ersten Weltkrieg und seinen Auswirkungen in der Region, landesweit und europaweit.

Woher rührt, gerade in Deutschland, diese erstaunliche Popularität und Intensität des Erinnerns an die Jahre des Krieges 1914-1918, der mittlerweile auch bei uns von manchen schon der „Große“ genannt wird? Nur drei Aspekte sollen hier betrachtet werden: Der zeitliche Abstand, die vorübergehende Entlastung von der Beschäftigung mit der deutschen Geschichte ab 1933 und der Vergleich zwischen dem Europa von 1914 und von 2014.

### 1.1. Hundert Jahre – ein passender Abstand?

Dezennien, Säkularereignisse und Millennien können durch unseren Hang zur dezimalen Einteilung – selbst in einer mittlerweile vom Binärsystem dominierten Welt – eine nahezu magische Bedeutung gewinnen, sei es bei der Wiederkehr der Erinnerung an bedeutende Persönlichkeiten, sei es beim Rückblick auf bedeutende Ereignisse. Zusätzlich mag gerade der Abstand von hundert Jahren eine geeignete Balance von Nähe und Ferne bieten: Aus einer solchen überschaubar erscheinenden Distanz fühlt der Betrachter sich, so meint Stefan Kornelius in einem neueren Essay („Hundert Jahre Unsicherheit. Warum uns der Erste Weltkrieg nicht loslässt“, in: SZ, 26.6.2014), noch vom „heißen Atem“ der Geschichte angeweht. Folgt man dieser Sicht, so würde das hundert Jahre Zurückliegende in seinen Auswirkungen und seinem Echo noch nacherlebt und nicht als eine ferne und abgeschlossene Vergangenheit empfunden, die sozusagen akademisch abzulegen wäre.

Walter Scott, der mit seinen Erzählungen aus der Vergangenheit (seit 1814) als „Erfinder“ des Historischen Romans gilt, hatte einen kürzeren Abstand, nämlich sechzig Jahre, als ideal gesehen für die Spanne zwischen dem historischen Geschehen und seiner literarischen Verarbeitung: Einerseits könnte das betreffende Ereignis und seine Zeit von einem nicht unmittelbar beteiligten Autor bereits unparteiisch überblickt werden, andererseits wären aber auch noch Augenzeugen zu finden, die ihm lebendig davon berichten könnten (wie es übrigens bei den in der Ausstellung verwendeten Tonaufnahmen von 1985 der Fall ist, in denen Bremerinnen und Bremer von ihren Kindheits- und Jugenderfahrungen 1914-1918 erzählen).

Die Sichtweise eines „passenden“ zeitlichen Abstandes hat ihren Reiz, kann als alleiniges Argument aber nicht überzeugen. Letztlich wird die Wirkungsmacht eines Ereignisses ausschlaggebend sein für die Intensität des Erinnerns daran – es sei denn, Scham und Schuld lassen bei den daran Beteiligten kein „positives“ Erinnern zu und führen statt dessen zu kollektiver Verdrängung und Verleugnung, wie in Deutschland während der ersten beiden Jahrzehnte nach 1945.

### 1.2 Entlastung von der Geschichte ab 1933?

Außerhalb der akademischen Welt müssen historische Themen um die Aufmerksamkeit eines breiteren Publikums konkurrieren. Sowohl die populären als auch die sogenannten Qualitäts-Medien in Deutschland bringen momentan erheblich mehr zu den Jahren 1914 – 1918 als zu 1933 – 1945. Dass der Holocaust, der planvoll ausgeführte Mord an den europäischen Juden, das zentrale Ereignis der deutschen Ge-

schichte ist und bleiben wird, stellt, außer wenigen Extremisten, niemand in Frage (insofern ist die oben erwähnte Zeit der Verdrängung und Verleugnung nach 1945 seit längerem abgeschlossen). Aber er scheint gerade doch etwas in den Hintergrund gerückt. Für die deutsche Beteiligung am Ersten Weltkrieg muss derjenige, der als Staatsbürger zur historischen Verantwortung seines Landes stehen will – auch wenn er selber als „Spätgeborener“ nicht beteiligt war –, erheblich weniger an Scham und Schuld empfinden als für den Holocaust, selbst wenn er, wie Fritz Fischer und Immanuel Geiss mit guten Argumenten, von einer maßgeblichen deutschen Beteiligung am Zustandekommen dieses Krieges überzeugt ist. Diejenigen, die, mit Christopher Clark, davon nicht so überzeugt sind, könnten zusätzliche Entlastung gewinnen durch ein vereinfachendes Konstrukt etwa dieses Inhalts: Die Verfasser des Versailler Friedensvertrages sahen, anders als heute Clark, die alleinige Schuld am Krieg bei den Deutschen, die auf den harten Friedensvertrag folgende politisch und ökonomisch instabile Weimarer Zeit gebar den Nationalsozialismus, das Ergebnis ist bekannt – warum also für dieses Ergebnis alleine die Deutschen verantwortlich machen?

### 1.3 Europa 1914 und heute: Grund genug zur Erinnerung

Der Abstand von hundert Jahren, die Entlastung von der Geschichte des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust – für ein Erinnern an den Ersten Weltkrieg ist der erste Grund nicht hinreichend, der zweite nicht statthaft. An guten Gründen für die momentan und vielleicht noch bis 2018 währende intensive Befassung mit dem Ersten Weltkrieg mangelt es aber nicht. Auf den wohl wichtigsten kommt Konrad Elmshäuser am Ende seines Beitrages in der vorliegenden Broschüre zu sprechen: Die Erinnerung an den Zustand Europas im Juli 1914 führt zu einer geschärften Wahrnehmung des Europas von heute. Sie zeigt, was nach 1918 versucht und nach dem Zweiten Weltkrieg endlich mit Erfolg erreicht worden ist, damit ein innereuropäischer Friede auf absehbare Zukunft gesichert bleibt, erreicht durch Verträge, durch Institutionen, durch Erziehungs- und Bildungsarbeit und, damit allmählich gewachsen, durch eine gewandelte Mentalität. Insofern könnte das Erinnern an 1914 auch dazu beitragen, die populär vereinfachende und sich daher in Wählerstimmen auszählende Behauptung europaskeptisch auftretender Politiker zu entkräften, „früher“ sei alles besser gewesen, weshalb man sich zur Lösung aller gegenwärtigen gesellschaftlichen und ökonomischen Probleme wieder verstärkt dem Nationalstaat zuwenden und national empfinden müsse. Ein gutes Gegenmittel gegen solche Bauernfängerei ist der unverstellte, neugierige Blick zurück auf dieses „früher“: Beim Gang durch die Bremer Ausstellung merken wir, wie die ab 1914 so populären Äußerungen und Aktionen von Patriotismus und Nationalismus in unserer Stadt uns Heutigen nachgerade skurril erscheinen und, bei aller Not dieser Zeit, zum Lächeln bringen können; wir

merken, dass der Ton der „vaterländischen“ Dichtungen und opferfreudigen Hymnen uns so fremd geworden ist wie die pathetische Verklärung des „Heldentodes“ und dass die gefühlvollen Propaganda-Postkartenbilder von damals mittlerweile zu Kitsch geworden sind. Die Mentalität hat sich, wie gesagt, gewandelt, solche Melodien können die Rattenfänger von heute nicht mehr flöten.



Propaganda-  
Bildpostkarte,  
Bestand: Focke  
Museum, Bremen

## 2. Bremen und seine Presse 1914-1918: Zeitreise und Medienvielfalt

### 2.1. Die Presse als Vehikel zur Zeitreise

Ein durchgehendes Thema der Ausstellung ist das Wechselspiel zwischen der „Heimatfront“ Bremen und ihrer Presse. Warum, so kann man fragen, sollte man sich überhaupt mit historischer Presse befassen, was rechtfertigt die Existenz und Arbeit des – 1957 bereits als Abteilung der Bremer Staatsbibliothek gegründeten – Universitätsinstitutes „Deutsche Presseforschung“, einziger nationaler Einrichtung dieser Art? „Who wants yesterday’s papers?“, betitelte Mick Jagger seinen 1967 seinen ersten Song für die Rolling Stones, und gab ein paar Takte darauf gleich die Antwort: „Nobody in the world.“

Unsere Antwort dagegen: Wer sich mit historischer Presse befasst, sei es als Wissenschaftler in der Forschung und Lehre, sei es als Besucher unserer Ausstellung mit, unter anderem, zahlreichen Zeitungszitaten der Bremer Lokalpresse aus den Jahren 1914-1918, der wird die Vergangenheit besser und auch objektiver verstehen. Er begibt sich auf eine Zeitreise, denn er lernt die öffentliche Meinung einer Epoche und ihre Sprache aus erster Hand und im Originalton kennen. Geschichtliche Abläufe nimmt er beim Blick in die Zeitungen einer früheren Zeit nicht mehr deterministisch wahr, also von ihrem vermeintlichen Endpunkt her, sondern aus der Perspektive der Zeitgenossen, das heißt noch mit offenem Ausgang. Die Lektüre der Bremer Lokalblätter aus den letzten Julitagen 1914 lässt ihn, wie die damaligen Leser, teilhaben an der quälenden Ungewissheit, der Furcht, der nationalen Hybris und dem Rest von Hoffnung auf eine friedliche Lösung, die vor dem Beginn der jahrelangen „Jahrhundertkatastrophe“ für wenige Tage noch die Stimmung geprägt hatten. Dass die historische Presse ein faszinierendes Vehikel für den Weg zurück in die Vergangenheit ist, hört man auch von Studierenden, die zum ersten Mal ein Nachrichtenblatt des 19. oder eine Illustrierte des 20. Jahrhunderts in die Hand nehmen. Unsere Ausstellung will ihre Besucher in das Bremen der Jahre 1914 – 1918 zurückversetzen. Sie können diese Jahre, wie viele Bremerinnen und Bremer damals, als Zeit von Hunger und Mangel kennen lernen; gleichzeitig können sie erfahren, warum und wie manche damals sie dennoch als die „große Zeit“ erlebten.

### 2.2 Die Presse selber

Die historische Bremer Presse als ein wichtiges Zeugnis der „Heimatfront“ 1914-1918: Das ist der eine Aspekt. Der andere ist das Verständnis dieser Presse selber,

welche die damalige öffentliche Meinung einerseits abbildet(e) und andererseits prägte. Auch dies versucht die Ausstellung anhand von Beispielen zu vermitteln. Die kritisch Eingestellten lasen damals andere Lokalzeitungen als die national Begeisterten. Die Vielfalt der Bremer Zeitungs- und Zeitschriftenlandschaft – kein Einzelfall, sondern bezeichnend für das damalige Pressewesen insgesamt – stellt einen Glücksfall für unsere Ausstellung, dar. Hervorzuheben ist hier die sozialdemokratische *Bremer Bürger-Zeitung*, neben der Leipziger Volkszeitung im Deutschen Reich das Blatt mit der deutlichsten Kritik am Krieg und seinen Auswirkungen auf die „Heimatfront“: Hier finden sich, trotz der Presseaufsicht und –zensur durch Militär und Behörden, ungeschminkte Darstellungen der Lebenswirklichkeit in Bremen, des grausigen Vegetierens an der Front und der Stimmungslage in der Bevölkerung, vor allem der Arbeiterschaft. Warum durfte eine solche Zeitung damals überhaupt erscheinen? Die Regierung brauchte die Arbeiter im Krieg und in der Heimat; nach dem Konsens des „Burgfriedens“ konnte sie ihnen, ungeachtet gelegentlicher Zensurmaßnahmen, nicht dauerhaft ihr Blatt entziehen oder seinen Versand an die Front unterbinden. Aber selbst innerhalb dieser Zeitung beobachten wir eine Vielfalt an Einstellungen: Die reichsweite Spaltung der SPD in der Frage der Zustimmung oder Ablehnung des Krieges reichte bis in die Redaktion der Bremer Bürger-Zeitung hinein. Ein besonderer, individueller Fall von „Spaltung“: Paul Frölich, der zum linken Flügel der Redaktion gehörte und in Bremen entsprechend kritische Artikel schrieb, arbeitete als Sol-



Der Schützen-graben als humoristisches Männer-Abenteuer: Weinbrand-Werbung in der *Illustrierten Zeitung*, Nr. 3913, 27. Juni 1918

dat an der Westfront 1916 zeitweilig bei der Schützengrabenzeitung des heimischen 75. Regimentes „Bremen“ mit, die sich den bezeichnenden Titel „Hurra!“ gab und das Fronterlebnis, wie fast alle Blätter dieser Art und an der Heimatfront auch die verbreitete *Illustrierte Zeitung*, als ein humoristisches Männer-Abenteuer darstellte.

### 2.3. Nur Ausschnitte

Neben den Bremer Zeitungen der Jahre 1914-1918 und Ausschnitten der überregionalen Presse tragen weitere Dokumente und Exponate zum Verständnis der „Heimatfront“ bei: Die 15 Stationen der Ausstellung präsentieren auch Bildmaterial, Tagebucheinträge, Feldpostbriefe und -karten, Schüleraufsätze, autobiographische Aufzeichnungen, Akten der zivilen und militärischen Behörden und Plakate zur Information und Propaganda. All dies vermittelt einen Eindruck von den Ereignissen und Stimmungen in der Stadt, von nationaler Euphorie und Siegeszuversicht, von Friedenssehnsucht, Hunger, Erschöpfung und Protest. Stimmen der Zeit aus persönlichen Dokumenten werden für die Besucher hörbar, Gegenstände des Alltags an der „Heimatfront“ sichtbar.

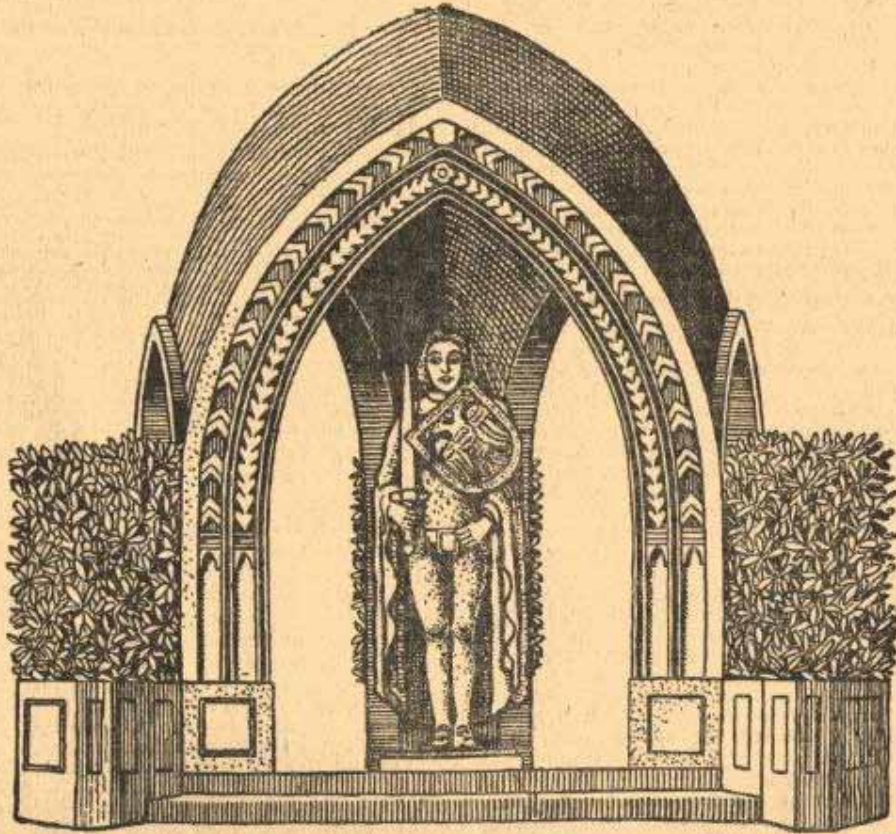
Es ist nicht möglich, die Vergangenheit vollständig einzufangen und wiederzugeben. Kann und soll eine wissenschaftliche Monographie zu einem historischen Thema noch versuchen, die relevanten Quellen in annähernder Vollständigkeit zu sichten und zu verarbeiten, so muss eine Ausstellung die „Suche nach der verlorenen Zeit“ auf wenige Ausschnitte beschränken, auf einzelne Textpassagen, Fotos und Objekte. Man sollte dies nicht als Mangel sehen, sondern als Möglichkeit: Es sind die Lücken in der Abfolge des Gesehenen und Gehörten, die dem Betrachter Raum lassen für eigene Stellungnahmen und ihn, wie die Veranstalter hoffen, anregen zu weiteren neugierigen Fragen.



# Der „Eiserne Roland“ zu Bremen.

Der steinerne Gast auf dem Marktplatz, Roland, der Rief, hat über Nacht einen Bruder aus Holz bekommen, der in einen eisernen verwandelt werden soll. Der Zentralfürsorgeauschuss hat eine Nachbildung des Rechen aus dem Tale von Konceswalles, eine Nachbildung aus Holz, aufgestellt, die

mit einem eisernen Gewande bekleidet werden soll. Mit mächtigem Hammerschlage mag jeder unserer Mitbürger — im Gedenken an die heutige schwere Zeit — durch Einschlagen von eisernen Nägeln in die Holzfigur zur baldigen Schaffung eines eisernen Panzers beitragen. Gegen einen kleinen Betrag



jedem für eine kleine Summe Gelegenheit geben soll, aus Holz und Eisen Gold herzustellen. Andere Städte haben Ähnliches uns vorgemacht. Wenn wir nun auch Nachahmer sind, so wollen wir es gut nachahmen!

Die Zuschrift des Zentralfürsorgeauschusses besagt: Verwundert wird mancher denken, ob denn unser allehrwürdiges Standbild auf dem Marktplatz sich über Nacht von Stein in Eisen verwandelt hat. Zur Aufklärung sei gesagt, daß in nächster Nähe des steinernen Roland in diesen Tagen eine Nachbildung in Holz entstanden ist, die durch die Opferwilligkeit unserer Be-

kann jeder einen eisernen Nagel durch Lösung einer Quittungskarte erwerben und so aufs neue dazu beitragen, daß der Zentralfürsorgeauschuss nach wie vor in der Lage ist, den immer größer werdenden Ansprüchen bei der Versorgung der Angehörigen unserer im Felde befindlichen Krieger gerecht zu werden. Der das drei Meter hohe Holzstandbild schützende Pavillon hat mit Genehmigung des Senats seinen Standort in der vom alten und neuen Rathaus gebildeten Ecke gegenüber dem Dom erhalten. Nach dem Kriege soll der „Eiserne Roland“ dem Historischen Museum überwiesen werden.



BU ???

BU ???



## 1914 - Zeitenwende eines Jahrhunderts

(Festvortrag anlässlich des Neujahrsempfangs des Senats der Freien Hansestadt Bremen am 16. Januar 2014)

Konrad Elmshäuser

Am 16. Januar 2013 wurde der Neujahrsempfang des Senats der Freien Hansestadt Bremen festlich mit der Erinnerung an den 100. Geburtstag des Neuen Rathauses, einem kulturhistorischen bedeutenden Ereignis, verbunden. Fast genau ein Jahr später galt am 15. Januar 2014 der Anlass wieder der Rückschau auf ein 100 Jahre zurückliegendes Ereignis. Doch sind im Jahr 2014 die Umstände der Erinnerung an das Epochenjahr 1914 ganz andere. Fast nichts scheint – zumal im ehrwürdigen Bremer Rathaus – das heitere Jahr 1913 mit dem tragischen Datum 1914 zu verbinden. Und doch gehören sie zusammen.

Dies verrät uns auch heute noch sogar das Neue Rathaus selbst, das nicht nur architektonisch ein Kind seiner Zeit ist, sondern sich auch kulturpolitisch als ein Teil des wilhelminischen Kaiserreichs zu erkennen gibt. In ihm hat der Münchner Architekt Gabriel von Seidl ein Turmzimmer entworfen, das nur vom Festsaal aus zugänglich und reich mit Marmor ausgestattet ist. Es ist durch ein Medaillon an der Wand als „Altar des Vaterlandes“ dem Herrscher, Kaiser Wilhelm II., gewidmet. Wäre das Neue Rathaus ein Märchenschloss, dann wäre das Turmzimmer die verwunschene Kammer. Nur sie erinnert noch an den alten Vorfahr, mit dem der Bau des Schlosses und zugleich ein dunkles Geheimnis verbunden sind.

Höhepunkt und Wende, Glanz und Elend des wilhelminischen Deutschland drücken sich in dem kleinen Bremer Turmzimmer sinnfällig aus. Nur ein einziges Mal – eben im Jahr 1913 – betrat der Kaiser selbst den Festsaal und seinen als Altarraum gestalteten Widmungsraum. Schon im Folgejahr 1914 sollte ihm auf dem Weg zu seiner Flotte in Wilhelmshaven keine Zeit mehr für einen längeren Halt in Bremen bleiben – die Zeit der Festempfang war unwiederbringlich vorbei.

Was 1914 niemand wusste und nur wenige ahnten: dieses Jahr sollte die Welt verändern. Für vier riesige und scheinbar unerschütterliche Kontinentalmächte – die Monarchien Deutschland und Österreich-Ungarn, das Russland der Zaren und nicht zuletzt für das Osmanische Reich – war es der Anfang vom Ende.

Der Erste Weltkrieg gilt zu recht und vielfach in den Medien so bezeichnet als die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Dieser Tage scheint uns dies wieder bewusst zu werden, auch wenn es hierzu erst der Erinnerung bedurfte. Denn zuletzt ist er zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung in Deutschland und auch in Bremen kaum mehr als zentral wichtiges Ereignis des 20. Jahrhunderts wahrgenommen worden.<sup>1</sup> Dies hat Gründe, die nicht im Jahr 1914 liegen, sondern in all dem, was danach kam: Kapitulation und Abdankung, Novemberrevolution, Weimarer Republik, NS-Diktatur, Zweiter Weltkrieg, Verlust der Ostgebiete und Deutsche Teilung haben die kollektive Memoria so sehr beherrscht, dass der Untergang des Kaiserreichs kaum noch Stoff für Antworten oder auch nur Fragen herzugeben schien.

Zudem war man lange nur zu gerne bereit zu glauben, was der britische Premier Lloyd George im Rückblick zu den Ursachen des Krieges geäußert hatte: Man sei 1914 eben in den Krieg „hineingeschlittert“. Dies bot nun tatsächlich wenige Ansätze für eine kritische Analyse. Weltgeschichte als diplomatischer Betriebsunfall. Doch kann dies so gewesen sein? Wir wissen schon längst: Wohl kaum.

Auch bloße Ahnungslosigkeit wird man den am Zustandekommen des Krieges Beteiligten nicht pauschal unterstellen müssen. Sie wussten sehr wohl, was auf Europa zukam, auch wenn wohl niemand die Tragweite der möglichen Eskalation ganz erfasste. Dies unterstreichen zahllose Quellen. So schrieb der letzte Kanzler des Kaisers, Prinz Max von Baden, der 1918 den Rücktritt Wilhelms II. erzwingen und das Reich an Friedrich Ebert übergeben sollte, nur drei Tage nach der Mobilmachung im August 1914 an einen Freund: „Ich konnte nicht daheim bleiben, wo die Blüte unseres Landes, all unsere braven Soldaten, hinausziehen in diesen blutigen Krieg. Denn es wird ein furchtbarer und mörderischer Krieg, da ist kein Zweifel möglich. (...) Aber bis jetzt ergeht es mir eigen mit diesem Krieg, er erscheint mir völlig unwahrscheinlich.“<sup>2</sup>

Unwahrscheinlich? Auch wenn Max von Baden, wie der Bremer Historiker Lothar Machtan jüngst in einer neuen Biographie ausführte, kein allzu typischer Vertreter der wilhelminischen Staatselite war, in einem dürfte seine aus klarer Prophetie und naivem Unglaube gemischte Äußerung typisch sein: Man hatte mit dem Feuer gespielt und kaum geahnt, welchen Brand man entfachte.

<sup>1</sup> | Vgl. hierzu zu Bremen das Vorwort von Eva Schöck-Quinteros u.a. (Hrsg.) in: *Eine Stadt im Krieg. Bremen 1914 bis 1918, Bremen 2013, mit zahlreichen neueren Forschungsbeiträgen v.a. zur Rolle Bremens als Teil der sog. Heimatfront im Ersten Weltkrieg.*

<sup>2</sup> | *Lothar Machtan, Prinz Max von Baden. Der letzte Kanzler des Kaisers. Eine Biographie, Berlin 2013, S. 243.*

Dass mit dem Attentat von Sarajewo am 28. Juni und dem österreichischen Ultimatum an Serbien die Kriegsgefahr real geworden war, hatte man überall in Europa schnell begriffen. Dass dies angesichts der Rüstungsmaßnahmen der letzten Jahrzehnte und der riesigen Heere, die sich gegenüberstanden, der Auftakt zu einem mörderischen Krieg sein könnte, war ohne viel Phantasie auszumalen. Europa taumelte daher keineswegs blindlings in den Abgrund. Warum geschah es aber dann? Viele Zeitzeugen erinnerten die Julikrise je nach politischem Standpunkt als den traumatischen oder eben auch triumphalen Höhepunkt einer Zeit gesteigerter Nervosität und äußerster politischer Erregung. Dies gilt nicht nur für die Metropolen, hierfür lassen sich auch Stimmen aus unserer Region anführen.

Der spätere Bremer Bürgermeister Wilhelm Kaisen befand sich am Tag der Mobilmachung als Stukkateur auf einer Hamburger Baustelle in der Nähe des Jungfernstiegs. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen, dass er und sein Kollege unvermittelt bemerkten, dass sie allein in dem Neubau waren, denn die Bauarbeiter hatten ihre Arbeitsplätze verlassen, um einem Schauspiel beizuwohnen, das sich auf der Straße abspielte. Kaisen schreibt: „Eine unübersehbare Menschenmenge wogte hin und her. Sie sang immer wieder das Deutschlandlied (...), dann traten Redner auf, die mit etlichen ‚Hochs‘ und ‚Nieder‘ die Menge zu Begeisterungstürmen hinrissen. Unter den Bauarbeitern kursierten schon wilde Gerüchte. ‚Die Russen kommen‘ behaupteten die einen (...). Die Menge schien berauscht zu sein. Sie war offenbar bereit, angesichts des Krieges den Verstand zu verlieren, ohne zu überlegen, wie sehr es gerade jetzt darauf ankam, den eigenen Verstand zu benutzen.“<sup>3</sup>

Wilhelm Kaisens Rückblick auf die Ereignisse ist seinem Naturell entsprechend fast distanziert analytisch – es ist eine mehr traurige, als wirklich traumatische Erinnerung. Warum dies so war, lässt seine Bemerkung zu den Tagen und Wochen vor der Mobilmachung erahnen. Zur Frage der Kriegsbegeisterung und Kriegsgegnerschaft sowie zu den Friedenskundgebungen im Vorfeld der Mobilmachen führt er – im Rückblick – aus: „Diese Kundgebungen waren leider nicht so besucht, wie wir erwartet hatten. Es waren keine ‚gewaltigen‘ Kundgebungen, wie die Legende behauptete, sondern es waren auffallend schlecht besuchte Versammlungen. Dort fehlte bei weitem die Menge, die jetzt bei Kriegsausbruch auf den Straßen und Plätzen hin- und herwogte und den Krieg als eine Erlösung akzeptierte.“<sup>4</sup>

Krieg als Erlösung? Verständlich ist diese für uns befremdliche Deutung Kaisens nur vor dem Hintergrund einer allgemeinen Erregung, einer nervösen Stimmung, die seit

<sup>3</sup> | *Wilhelm Kaisen, Meine Arbeit, mein Leben. München 1967, S. 55.*

<sup>4</sup> | *Ebd.*

dem Attentat von Sarajewo um sich gegriffen hatte. Sie führte unmittelbar in den Strudel der dann folgenden Kriegsergebnisse.

So sollte für Wilhelm Kaisen schon zwei Tage nach der Mobilmachung die Einberufung erfolgen. Als seine spätere Frau Helene nach Bahrenfeld fuhr, um ihn zu sehen, war er bereits auf dem Weg zur Westfront. Briefe zwischen Front und sog. Heimatfront gaben fortan ein ungewöhnliches Zeugnis zweier engagierter Menschen, die dieser Krieg für immer formen sollte.<sup>5</sup> Wilhelm Kaisen kehrte als gewählter Soldatenrat von der Front zurück – mit der Räterepublik sollte aber er, der Frontsoldat, nicht viel anfangen können. Dies wirft die Frage auf, wie viel von seinem pragmatischen Politikansatz als späterer Senator und Bürgermeister, von seinem Verhältnis zur deutsch-französischen Aussöhnung auf die Prägung durch vier Jahre Frontalltag zurückgeht. Er ist damit nur einer von Vielen, die dieser Krieg verändern und formen sollte – egal ob sie ihn 1914 bereits ablehnten oder nicht.

Die anwachsende Kriegsgefahr lässt sich auch der Bremer Presse des Juli und August 1914 noch heute unschwer entnehmen. Anders als heute, wo elektronische Medien über alles in Echtzeit, aber oft nur wenig in der Tiefe informieren, markiert der Anfang des 20. Jahrhunderts einen Höhepunkt in der Geschichte der Tageszeitungen, deren Berichterstattung und politische Kommentierung schnell, aktuell und oft auch sehr ausführlich erfolgte. Und dies auch im wilhelminischen Kaiserreich in einer recht breit gestaffelten Zeitungslandschaft. In Bremen informierten mehrere bürgerliche Tageszeitungen, allen voran die *Weser-Zeitung* sowie ein großes sozialdemokratisches Blatt, die *Bremer Bürger-Zeitung*, täglich, oft mit Sonderausgaben, über das Weltgeschehen. Vor Kriegsausbruch taten sie dies weitgehend frei, auch danach noch mit erkennbarer eigener Meinung.

Nach dem Schock des Attentats von Sarajevo und der sich entwickelnden Eskalation hatten die Bremer Blätter zunächst ausführlich über die Krise berichtet, die sich dann scheinbar zu beruhigen schien, um in den letzten Julitagen die bekannt dramatische Zuspitzung zu entfalten.

Wie scheinbar zwangsläufig und greifbar nah der Krieg als kommendes Ereignis Anfang August hingenommen wurde, belegt ein Blick in die Sonntagsausgabe der *Weser-Zeitung*, die am 2. August, dem Tag nach der Mobilmachung, den Bremer Lesern die Berliner Mobilmachungserklärung vom Vortage und in einem Schaukasten

<sup>5</sup> | Vgl. hierzu Hartmut Müller, „Wieder einmal habe ich vergessen, dass ich nur eine Frau bin“ *Frauenalltag zwischen Politik und Liebe – Helene Kaisen im Ersten Weltkrieg*, in: *Bremisches Jahrbuch 85, 2006, S. 208-230.*

die „Daten zur Vorgeschichte des bevorstehenden Krieges“ seit dem 20. Juli 1914 lieferte.<sup>6</sup> Die scheinbare Zwangsläufigkeit der Eskalation, die sich trotz angeblich unermüdlicher Anstrengungen zum Erhalt des Friedens wegen der so unerbittlich feindseligen Nachbarn entwickelt habe, all dies wurde hier – wie an vielfach anderer Stelle – vorgetragen. Doch wurde es auch geglaubt? Natürlich lag auch in Bremen viel Patriotismus und nationale Zuversicht in der Luft – doch sind markige Worte im Vorfeld eines Konflikts und die Gewissheit des eintretenden Krieges zwei Dinge. Mit dem Näherrücken der Katastrophe bekamen nicht mehr nur die Meldungen aus den fernen Hauptstädten, sondern auch die Stimmungsberichte aus Bremen Gewicht. In der Zweiten Morgen-Ausgabe der Weser-Zeitung an diesem Sonntag, dem 2. August, die bereits neben dem Aufruf des Landsturms die Ansprache des Kaisers und erste Nachrichten aus Frankreich setzt, versucht ein Kommentator die Stimmung auf dem Bremer Markt und auf den Stufen der Börse einzufangen, dies ganz eindeutig, um patriotische Zuversicht zu vermitteln. Doch will ihm dies kaum gelingen. Erstaunt muss er feststellen: „Wo ist die oft zu junge Begeisterung der ersten Tage geblieben? Ernst, wahre Erkenntnis ist an ihre Stelle getreten. Die Mienen der Vorübergehenden sind starrer, entschlossener geworden. Durchbeißen, den Knoten, der Deutschland einschnüren will, mit einem Hieb zerhauen, das ist die Lösung. Das Lachen? Es ist scheinbar vergangen. Wie wenige Frauen sah man in den Straßen (...). Die Trennung ist ein seltsam Ding wenn sie wahr wird. (...) Stille Menschen gingen heute durch die Stadt.“<sup>7</sup>

Am Montag, dem 3. August meldete dann die Weser-Zeitung in ihrer Mittags-Ausgabe etwas pathetisch ungenau den „Krieges-Anfang“ – und konnte doch in die einlaufenden Meldungen kaum Ordnung bringen: Telegramme, Gerüchte, erste Gefechte mit Russland, bange Blicke nach Frankreich und England sowie erste Einschränkungen und Fragen zur Lebensmittelversorgung brachen auf die Menschen ein. Dass bereits hierunter mit der Besetzung Luxemburgs ein erster Bruch des Völkerrechts gemeldet wurde, mag einige Aufmerksame alarmiert haben.<sup>8</sup>

Noch am 4. August titelte die Weser-Zeitung in Hinblick auf den Kriegszustand mit Frankreich mit einer „Ruhe vor dem Sturm“. Doch als die Bremer in der Ausgaben vom 5. August neben den Worten des Kaisers „Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur noch Deutsche“ in der Rede des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg lesen konnten, dass nun in dem „gezwungenen Krieg mit Rußland und Frankreich“ auch Belgien besetzt werde und dass dies mit der Abwehr Frankreichs und dem Kampf um

6 | *Weser-Zeitung*, 2. August 1914, *Zweite Morgen-Ausgabe*, S. 1

7 | *Ebd.*, S. 6

8 | *Weser-Zeitung*, 4. August 1914, *Mittags-Ausgabe*, S. 1

die Existenz begründet sei, musste jedem klar sein, dass der entscheidende Schritt getan war. Seinen Unrechtscharakter konnte Bethmann-Hollweg auch im Hochgefühl der Kriegssitzung nicht verbergen: „Wir sind jetzt in der Notwehr und Not kennt kein Gebot. Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt und vielleicht auch schon belgisches Gebiet betreten. Das widerspricht dem Gebot des Völkerrechts. (...) wir wußten, dass Frankreich zum Einfall bereit stand. Frankreich konnte warten – wir nicht. (...) Das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gut zu machen haben, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer wie wir um das Höchste kämpft, darf nur daran denken, wie er sich durchhaut. (Stürmischer Beifall)“<sup>9</sup>

Es war dies die wohl fatalste Fehlentscheidung der deutschen Führung – und sie hat bei allem patriotischen Überschwang in der Bremer Presse ein erstaunlich nachdenkliches Echo gefunden. So erinnerte man in der zweiten Morgen-Ausgabe der Weser-Zeitung erschrocken an den Status Belgiens: „Belgien ist ein wie die Schweiz unter internationaler Neutralitätsbürgschaft stehendes Land. Ob die militärischen Vorteile groß genug gewesen sind, um die Verletzung der Neutralität zu rechtfertigen, können wir nicht entscheiden. (...) Wir müssen uns darauf beschränken, sehnlichst einen guten Ausgang zu erhoffen“.<sup>10</sup> Bei „der ersten Gestaltung der Dinge“ schrieb man fast beschwörend „*Sursum corda*“ – „die Herzen empor“ und blickte bang auf die Haltung zweier anderer Mitspieler im Innern und im Äußern: Die Sozialdemokratie und England:

„Die Haltung der Sozialdemokratie, die Haltung Englands“, so fragte die Weser-Zeitung direkt daneben an diesem für die Entwicklung der weiteren Wochen so wichtigen 5. August in ihrer Mittags-Ausgabe, die zugleich ein pressehistorisches Dokument der sich überschlagenden Ereignisse ist: Während die Titelseite zum Berliner Schulterschluss aller Parteien einschließlich der SPD stolz das Bibelwort „Das hören die Völker und sind erstarrt“ bemüht und zugleich versichert, dass bezüglich Englands Haltung „die ganze Sache noch dunkel liegt“ und „leider noch recht undurchsichtig geblieben“ sei, druckt die Beilage zur gleichen Ausgabe bereits die Kriegserklärung Englands an Deutschland ab, verbunden mit dem martialischen Ausruf „Je mehr Feinde, desto mehr Ehr!“<sup>11</sup>

Damit war die mühselig gepflegte Illusion einer englischen Neutralität endgültig zerstoßen, doch standen immerhin die bisher misstrauisch beäugten Sozialdemokraten zu Kaiser und Reich und hatten den Kriegskrediten zugestimmt. Dies wurde auch in Bremen in der bürgerlichen Presse erkennbar so erleichtert aufgenommen, dass

9 | *Weser-Zeitung*, 5. August 1914, *Erste Morgen-Ausgabe*, S. 2.

10 | *Weser-Zeitung*, 5. August 1914, *Zweite Morgen-Ausgabe*, S. 1.

11 | *Weser-Zeitung*, 5. August 1914, *Beilage zur Zweiten Morgen-Ausgabe*.

ein patriotischer Beitrag aus der sozialdemokratischen Bremer Bürger-Zeitung in der Weser-Zeitung nachgedruckt wurde.<sup>12</sup>

Eine solche Entwicklung hatte man in Bremen mit Recht für nicht selbstverständlich gehalten. Denn es hatte in Bremen auch durchaus deutliche Stimmen gegen den Krieg gegeben.<sup>13</sup> Ganz anders als in Wilhelm Kaisers auf Hamburg bezogener Bemerkung über den ausbleibenden Zulauf zu Antikriegsversammlungen, hatte es einen solchen in Bremen durchaus gegeben. Der Blick in die Bremer Bürger-Zeitung, das größte Blatt der Opposition, in dem sich 1914 noch alle sozialdemokratischen Strömungen redaktionell repräsentiert sahen, lohnt hierfür. Nach der Kriegserklärung Österreichs an Serbien titelte die Bürger-Zeitung am 29. Juli „Die Kugel ist aus dem Lauf. Der Krieg beginnt“ und berichtete ausführlich in der Bremen-Beilage über „Die proletarische Friedensdemonstration“, wo in sieben überfüllten Versammlungen am Vortage, in der Altstadt, Woltmershausen, Hastedt und anderen Stadtteilen Redner vor der drohenden Kriegsgefahr gewarnt hatten.<sup>14</sup> Es war im Umfeld der Versammlungen zu Polizeiabsperrungen, Schikanen der Polizei gegen heimkehrende Demonstrationsteilnehmer, zu Rempelen mit kriegsbegeisterten patriotischen Nachtschwärmern und durchaus ernsthaft kritischen Situationen gekommen. Die Lage war tatsächlich explosiv und angespannt, eben „nervös“, wie dies viele Zeitgenossen sagten. Auch wenn man das altväterliche Pathos der Redakteure in Rechnung stellt, mit dem sie die Massenversammlungen und die Resolutionen feierten, lässt ihre Anklage, dass am Vorabend die Bremer Polizei „der Arbeiterschaft den Krieg erklärt“ hätte, erahnen, wie angespannt und konfrontativ die Stimmung in Bremen war.

Die Furcht vor dem Krieg, den man einhellig bereits jetzt als „Weltkrieg“ begriff und bezeichnete, war auch deshalb berechtigt, weil man wusste, dass die Zeit der Kabinettskriege und beschränkten militärischen Aktionen vorbei war. Man wusste auch in Bremen sehr genau, welche militärischen Arsenale in Europa aufeinander gerichtet waren.

So hatte am 28. Juli Paul Frölich in einer Antikriegsrede im Bremer Tanzlokal Colosseum prophezeit: „Die Kriegsfurie wird durch die Lande rasen und die gesamte Kultur vernichten. Mit den entwickelten technischen Mordinstrumenten werden in kurzer Zeit so schwere Folgen eintreten wie bei dem 30jährigen Krieg, der Deutschlands wirtschaftliches Leben vollkommen vernichtete.“<sup>15</sup>

12 | *Weser-Zeitung*, 5. August 1914, *Zweite Morgen-Ausgabe*, S. 2

13 | Vgl. hierzu Erhard Lucas, *Die Sozialdemokratie in Bremen während des Ersten Weltkrieges (Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte. Heft 3)*, Bremen 1969.

14 | *Bremer Bürger-Zeitung*, 29. Juli 1914.

15 | *Ebd.*

Warum widersetzten sich aber dann nicht mehr Menschen der zunächst ja nur diplomatischen Eskalation?

Für die patriotisch und gegenüber Österreich-Ungarn bündnistreu gestimmte Mehrheit der Bevölkerung war die Entscheidung trotz aller Bedenken recht einfach. Für die Kriegsgegner keineswegs. Für sie war trotz realistischer Einschätzung der Gefahren die politische Positionierung in der Julikrise schwierig. Es ging eben nicht um den klaren Gegensatz von Recht und Unrecht oder gar von Diktatur und Demokratie, sondern um ein hochkomplexes Bündnisgeflecht, das sich dynamisch entwickelte und in dem auch für politisch engagierte Beobachter Schuldige und Opfergestalten nur schwer zu trennen waren. Die auch in der Redaktion der Bremer Bürger-Zeitung vorherrschende Meinung, die „gegenwärtig drohende Kriegsgefahr entstammt letzten Endes dem Kapitalismus“, machte die politische Positionierung nicht einfacher, zudem waren öffentliche Antikriegs-Demonstrationen – wie am 2. August geschehen – vom Senat unter Hinweis auf die öffentliche Sicherheit schon nicht mehr genehmigt wurden.<sup>16</sup>

Da das Feuer auf dem Balkan an die Lunte gelegt worden war, zog zunächst der östliche Krisenherd die Aufmerksamkeit auf sich. So wurden auch in Bremen Frankreich oder gar England in den entscheidenden Wochen der Julikrise öffentlich viel weniger als Bedrohung wahrgenommen, als vielmehr Russland. Diese Wahrnehmung ging durch fast alle politischen Lager, bis weit in die Sozialdemokratie. Das rückständige Zarenreich war als Polizeistaat und Völkergefängnis das negative Zerrbild aller modernen Vorstellungen von gesellschaftlichem Fortschritt. So auch in Bremen, wo noch am 29. Juli ein Flugblatt der Bremen SPD feststellte, dass in Europa „der Zarismus der gewissenloseste Kriegstreiber“ sei. So rief auch bei den Kritikern des deutschen Kaisers oder der Habsburger Balkanpolitik der Blick auf das Zarenreich erhebliche Ängste wach.

In dieser Lage schauten auch in Bremen die meisten Menschen ohnmächtig darauf, dass sich die Großmächte anschickten, die Vorherrschaft in Europa auszufechten. Am 1. August konnten die Leser der Bremer Bürger-Zeitung unter der Schlagzeile „Kriegszustand“ die resignierten Worte Walter Rathenaus lesen: „Sechs Mächte verabscheuen und fürchten den Weltkrieg und wissen doch nicht, wie sie sich seiner erwehren werden.“

Dieses Zeugnis offener Hilflosigkeit aus dem Munde eines „Imperialisten“, aber auch des „klügsten Kopf [es] der deutschen Finanzaristokratie“ war der Bürger-Zei-

16 | Lucas, *wie Anm. 13*, S. 22.

tung aber kein Anlass zu Hoffnung, sondern zu Reflexionen über die Systemschwäche des Kapitalismus:

„Eine Welt scheint ihrem Untergang entgegenzugehen (...). Ist es die Götterdämmerung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung? Die Zukunft wird es lehren.“

Fast beschwörend und im Stil chiliastischer Endzeitstimmung betonte man, „nicht Ihr und wir tragen Verantwortung für das, was kommt“, und versicherte sich der Hoffnung auf „die Erreichung unseres hehren Zieles“ in einer Zukunft, die nach dem Krieg kommen möge.<sup>17</sup>

Die Ausrufung des Kriegszustandes am 31. Juli und die deutsche Mobilmachung am 1. August trafen also auch in Bremen eine Bevölkerung, die sich bis weit hinein in die Reihen der Kritiker der kaiserlichen Politik in einem Gefühl massiver Verunsicherung und relativer Ohnmacht befand.

„Es ist keine Hoffnung mehr. Das Verhängnis nimmt seinen Lauf.“ So resümierte resigniert die Bürgerzeitung am 3. August 1914 und musste zugleich die ersten Meldungen über Truppenbewegungen und Gefechte melden. Ein eindringlicher Text in der Rubrik „Bremisches“, der mit „Auf Wiedersehen“ unterschrieben und nicht namentlich gezeichnet war, vermittelt viel von der nachdenklichen und überhaupt nicht hochfliegenden Stimmung, die in Bremen in vielen Kreisen vorgeherrscht haben dürfte: „Bremen, den 3. August 1914. Es ist still geworden auf den Straßen. Die meisten Schreier sind verstummt. Am frühen Morgen des Mobilmachungstages zeigten die Straßen ein seltsam feierliches Bild: Unaufhörlich gehen kleinere Trupps von Männern nach dem Innern der Stadt. (...) alle sind sonntäglich gekleidet, alle gehen stumm dahin. Auf den starren Gesichtern liegt die Erwartung der ungeheuren, drohenden Zukunft. Nur von Zeit zu Zeit ein fragender Blick: Du auch? Vor den Türen stehen Frauen und Mädchen; derselbe starre Ausdruck liegt in ihren Mienen. In einer Haustür steht schluchzend ein junges Weib; der da raschen Schrittes davoneilt, ist ihr Mann.“

So die ersten Sätze dieses eindrucksvollen Zeitdokuments, das schon jetzt die eigentliche Ungeheuerlichkeit des Krieges ahnen lässt: Dass er Menschen verschlingt, sie aus Familien reißt und nichts hinterlässt, wie es zuvor war.

Und direkt unter den Schlussworten „Auf Wiedersehen“ liest man bereits am ersten Kriegstag die lapidaren Botschaften der anlaufenden Normalität des Krieges, der beginnenden Alltagseinschränkungen an der Heimatfront: „Die Sparkasse teilt mit,

---

<sup>17</sup> | *Bremer Bürger-Zeitung*, 1. August 1914.

dass wegen Einberufung eines Teils der Beamten die Nebenstellen 5, 6, 7, 9, 10, 11 geschlossen bleiben.“

Mit der Kriegserklärung an Russland und Frankreich und der am 4. August erfolgten Sitzung des deutschen Reichstags hatten dann die Ereignisse ihren bekannten Lauf genommen. Die geschlossene Zustimmung des Reichstags zu den Kriegskrediten – nur 14 SPD-Abgeordnete, darunter der Bremer Henke, hatten sich zuvor dagegen ausgesprochen, dann aber unter Fraktionszwang zugestimmt – mag man heute leicht als falsch kritisieren. Doch auch unter denjenigen, die keinem patriotischen Taumel erlegen waren, überwog die Überzeugung, dass in dem nun beginnenden Krieg eine deutsche Niederlage vor allem gegen das Zarenreich nur nachteilig für alle sein könnte. So konstatierte die Bremer Bürgerzeitung am 4. August, dass, da der Krieg nun einmal da sei, alle Untersuchungen darüber, wer ihn verschuldet habe, zu schweigen hätten: „Er ist da und muss durchgekämpft werden.“

Und genau dies begann. Nachdem das Bremische Infanterieregiment am 7. August Bremen verließ und ab dem 8. August am Vormarsch auf Lüttich teilnahm, sollte die Bremer Truppe am 18. August erste Verluste erleiden. In der Folgezeit stiegen diese erheblich an. Ihr Bekanntwerden sorgte für erste Dämpfer in der Begeisterung in Bremen, wenn auch die Hochstimmung mit zahlreichen Kriegsfreiwilligen zunächst wegen der Erfolge an der Westfront noch anhielt. 100 Jahren nach diesen dramatischen Wochen steht noch immer die Frage im Raum, wie es dazu kommen konnte, und wer hierfür Verantwortung trug?

Dass zu den treibenden Mächte hierbei zweifellos Deutschland, auch Österreich, aber eben auch Russland gezählt werden, hatte durchaus Gründe: In diesen Monarchien waren die Parlamente schwach und die Militärs hatten mehr Einfluss auf den Herrscher als die Politiker – was manche diplomatische Anstrengung ins Leere laufen ließ. Eine fatale Dynamik kam in Gang. Alle Akteure beteuerten, sich bedroht zu fühlen, schürten zugleich aber innenpolitisch Ängste und verbreiteten eine Torschlusspanik, in der scheinbar taktische Zugzwänge entstanden.

Doch erklärt dies keineswegs hinlänglich die Frage von Verantwortung oder gar Schuld. Auch diese Frage hat mittlerweile eine eigene Geschichte – und sie bewegt noch immer. Dies ganz besonders im Jahr 2014, in dem sich eine „Jahrhundertflut der 1914-Bücher“ – so das Wochenblatt „Die Zeit“ – des Themas angenommen hat. Diese markiert den vorläufigen Höhepunkt einer fast einhundertjährigen Auseinandersetzung um einen Krieg, dessen Verlauf minutiös zwar nachvollzogen werden kann, für dessen Zustandekommen die Frage von Schuld und Verantwortung aber noch immer Kontroversen und Leidenschaft weckt.

Dies hier zu vertiefen, ist nicht der Ort, zumal die wesentlichen Züge der Entwicklung kaum strittig sind. Nach der Niederlage und dem Versailler Vertrag hatte man sich in Deutschland in einer gefühlten Opferrolle eingerichtet, die man bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zu verlassen bereit war.

Auch in der Forschung schien der Erste Weltkrieg kaum ein Thema und lange Zeit wenig ergiebig zu sein. Dies erstaunt, war doch gerade Deutschland der zentrale Akteur des Ersten Weltkrieges und hatte dieser Krieg doch so Vieles bewirkt, an dem wir das 20. Jahrhundert hindurch leiden sollten. Das Ende des Krieges, die militärische Niederlage und der Friede von Versailles wurden zur zentralen Metapher für alles, was angeblich Deutschlands Weg zurück zur Normalität verhindert hat. Kriegsschuldfrage und Reparationen ließen, auch lange nachdem die Waffen schwiegen, die Folgen des Krieges lebendig bleiben. Im kollektiven Gedächtnis der Deutschen hatte sich dies so weit eingebrannt, dass sich noch in der jungen Bundesrepublik Deutschland an der Kriegsschuldfrage der „Erste Historikerstreit“ entzünden konnte. Als der Hamburger Historiker Fritz Fischer im Jahr 1961 mit seiner Studie „Griff nach der Weltmacht“ die Verantwortung für den Krieg in den Zielen der kaiserlichen Politik festmachte, entfachte dies einen Sturm der Entrüstung, schrieb doch hier ein deutscher Historiker die in Deutschlands Geschichtsbüchern weithin strittige Kriegsschuldfrage auf das deutsche Schuldkonto.<sup>18</sup> Aus Fischers damals mutiger These wurde zwar schnell ein missmutiger Gemeinplatz, der fast verdeckte, dass Fischer nicht so sehr nach der moralischen Schuld als nach den politischen Zielen der deutschen Führung und ihrer Verantwortung für den Krieg gefragt hatte. Auch ist die Forschung Fischers späteren überspitzten Thesen von einem von langer Hand geplanten Krieg nicht gefolgt – sie spricht überwiegend auch nicht mehr von einer alleinigen deutschen Kriegsschuld. Dennoch ist die ganz erhebliche Verantwortung Deutschlands für den Kriegsausbruch zurecht Lehrmeinung geworden. Dass dies einer grundlegenden Revision bedürfe, ist auch derzeit nicht zu erkennen. Denn neue Quellen liegen hierzu nicht vor. Auch die vielzitierte Studie „Die Schlafwandler“ des britischen Historikers Christopher Clark führt solche nicht an.<sup>19</sup> Dennoch ist Clarks minutiöse Studie über den diplomatischen Verlauf der dramatischen Wochen im Sommer 1914 trotz ihres geradezu plakativ in die Irre leitenden Titels schon jetzt in ihrer noch kurzen Wirkungsgeschichte ein sehr wichtiges Buch.

<sup>18</sup> | Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/1918*, Düsseldorf 1961.

<sup>19</sup> | Christopher Clark, *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, München 2013.

Denn so wenig die wenn nicht alleinige, so doch zentrale Verantwortung Deutschlands in der Julikrise und in der Eskalation im August 1914 von der Hand zu weisen ist, so falsch wäre es, im Blick auf den Beginn des Ersten Weltkriegs heute noch allein den Fokus auf die Schuldfrage zu wenden. Gerade weil Clarks Buch nicht in erster Linie eine Schuldzuweisung beabsichtigt, ermöglicht es über weite Passagen Einblicke in das Europa des Sommers 1914. Und dies war eben nicht ein Stück gute alte Zeit, sondern ein für die Völker der Welt brandgefährlicher Ort.

Auch wenn dies bislang nicht wirklich unbekannt war, so ist es doch keineswegs nur banal, sondern eine zentral wichtige Erkenntnis. Denn der Blick auf die Defizite der Welt von 1914 kann unser Bewusstsein dafür schärfen, welche Errungenschaften wir heute haben und bewahren müssen, um die Welt für gegenwärtige und zukünftige Generationen sicherer zu machen. In besonderem Maß erhellt dies aus den schon lange edierten zentralen Quellen, so z. B. der Lektüre der 1965 durch den unlängst verstorbenen Bremer Historiker Imanuel Geiss edierten diplomatischen Dokumente zur Julikrise. Es lassen sich an diesen noch immer wertvolle Beobachtungen machen.<sup>20</sup>

Dazu zählt, dass das Schicksal der Welt damals allein in den Händen weniger Personen – ausschließlich Männer – lag, die ihre verantwortungsvolle Aufgabe allzu oft weder einem objektiven Ausweis ihrer Tüchtigkeit noch gar einem demokratischen Votum verdankten. Dies galt für alle Monarchen, aber auch für viele der Politiker, Diplomaten und vor allem der Militärs. Schlimmer, vielleicht entscheidend: Als diese Entscheidungsträger begannen, sich in kriegerischer Rhetorik in Stellung zu bringen, gab es in Europa keinerlei internationale Institutionen, die eine Vermittlerrolle über Nationen und Bündnisverträge hinweg hätten übernehmen können. Fast alle Akteure behaupteten zwar unentwegt, zu vermitteln, aber kaum einer tat es wirklich – und wenn, dann nicht ohne Eigennutz.

Für die Julikrise 1914 ist vielfach das Bild von aufeinander zurasenden Zügen bemüht worden, deren Mannschaften sich weder zum Ausweichen noch zum Abbremsen bereit fanden. Dabei hätte es für beides Gelegenheit gegeben. Doch fehlte hierfür der Wille – dies ganz besonders bei den Akteuren der Mittelmächte, die ihre geostrategisch nachteilige Lage durchaus richtig einschätzen und sich daher nicht zum Frieden, sondern zu einem schnellen und massiven Konflikt entschieden, der ihnen scheinbar die Lösung ihrer imperialen Pläne und die Ausschaltung ihrer Konkurrenten versprach.

<sup>20</sup> | Imanuel Geiss (Hrsg.), *Julikrise und Kriegsausbruch 1914. Eine Dokumentensammlung*, 2 Bde., Hannover 1963; ders., *Jul 1914. Die europäische Krise und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs*, (3. Aufl.) München 1965.

Es ist erschreckend, aber wahr: Man war damals vor allem in Deutschland wenig geneigt, Europa unbedingt einen Frieden zu erhalten, der einfach zu wenig Nutzen zu versprechen schien und der mittelfristig gar drohte, Nachteile mit sich zu bringen. Dies umso mehr, als die Staatenwelt im Zeitalter des Imperialismus grundsätzlich in Kategorien von Herrschaft und Knechtschaft, Triumph und Untergang dachte.

Etwas Weiteres kam hinzu: Das Fehlen einer festen politischen oder wirtschaftlichen Verflechtung der Staaten, die ein vitales Gesamtinteresse am Friedenserhalt hätte schaffen können. Kaum jemand dachte über Militär- und Beistandsbündnisse, dynastische Bande und rein national-egoistische Wirtschafts- und Handelsinteressen sowie koloniale Einflusszonen hinaus.

Aber sind diese Beobachtungen zu den Strukturen eines längst untergegangenen Staatensystems von Relevanz? Zumindest sollten sie all jenen zu denken geben, die den Institutionen unserer heutigen hochkomplexen, multinational verbundenen und digital vernetzten Welt gerne vorschnell die Funktionstüchtigkeit absprechen, weil sie wegen ihrer zahllosen Gremien, Ausschüsse, Vetoeinrichtungen, Kommissare und Sekretäre zur Ineffizienz neigen würden. Wer die Dokumente zum Juli 1914, die Dossiers, Telegramme und Depeschen liest und weiß, welche Wirkung sie entfalteten, der muss anerkennen, dass die heute oftmals gescholtenen Einrichtungen wie UN oder EU einen Wert zum Nutzen der Völker haben.

Dies ist kein Zufall. Nicht nur die katastrophalen Folgen des Zweiten Weltkriegs, sondern die Summe aller Fehlentwicklungen in Europa nach 1914 hat die Architektur unserer heute noch bestehenden internationalen Sicherheitssysteme bestimmt. Ganz unmittelbar bei der Gründung des Völkerbundes, aber auch bei der Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sehr bewusst immer auch das Jahr 1914 in den Blick genommen. Als Mahnung ist es ein Nukleus der friedlichen Transformation Europas, dessen Echo lange nachgeklungen hat. Auch deshalb ist die Erinnerung an 1914 einem großen und wichtigen Datum der europäischen Geschichte gewidmet. Nicht zuletzt deshalb sollte dies gerade in Deutschland so wahrgenommen werden. Es geht dabei weniger um die Frage einer Schuldzuweisung, als vielmehr um die Anerkennung der Tatsache, dass zehn Millionen Kriegstote an den bis dahin tödlichsten Fronten der Weltgeschichte auch und vor allem an deutsche Verantwortung mahnen. Denn kein anderes Land in der Mitte Europas hatte 1914 mehr Einfluss und Möglichkeiten, sich für den Erhalt des Friedens einzusetzen und kein anderes hat dabei so grausam und beschämend versagt.

In Frankreich und in Belgien – auch in England – hat man die Bedeutung des Jahres 1914 nie anders gesehen. In Frankreich markiert 1914 den Beginn des *Grande*

*Guerre*, des großen Krieges, der die Nation neu schuf. Die Gründe sind vielfältig, sie können hier nicht angeführt werden. Man muss um dieses Empfinden unserer Nachbarn aber wissen, wenn man sich fragt, warum sie im Jahr 2014 dieses Datum so intensiv erinnern.

Daher sollte uns auch hier in Bremen im Jahr 2014 der Rückblick auf 1914 bewusst machen, welche Verantwortung gerade unserem Land im Herzen Europas zukommt. Und dies nicht nur für Vergangenes, sondern auch für die Zukunft.



## An die deutschen Arbeiter! Seid verschwiegen!

Keine deutsche Erfindung, kein industrieller Fortschritt darf unsere Feinde zugute kommen.  
Das Glück des Vaterlandes gebietet strengste Geheimhaltung.

Ihr seid die Hüter dieser Geheimnisse!

Wer über das, was er an seiner Arbeitstätte hört und sieht, nicht zu schwätzen weiß,  
begibt Landesverrat, der mit Millionen ansehender Strafen geahndet wird. Er liefert dem  
Feinde Verfall, und seine Brüder im Felde müssen ihn überleben mit ihrem Blute büßen.

**Feindliche Spione**

Sind ihr nicht, Euch unter der Maske des Vaterlandfreundes auszuschließen, Jede unbedachte  
Äußerung kann unermesslichen Schaden für Euch und für Euer Vaterland zur Folge haben.  
Darum

## Laßt Euch nicht ausfragen!

## Mobilmachungsbefehl.

Der Senat bringt hierdurch zur allgemeinen Kunde,  
daß Seine Majestät der Kaiser die Mobilmachung des  
Heeres und der Marine befohlen hat.

Erster Mobilmachungstag *Sonntag, 7. August.*

Bremen, den *1. August 1914*

**Im Auftrage:  
Die Polizeidirektion.**



# Vaterländischer Frauenhilfsdienst

**Frauen-Arbeitsmeldestelle**  
(Frauen-Arbeitsberatungsstelle)

## Aufgaben:

1. Annahme der Meldungen der Frauen und Mädchen für den vaterländischen Hilfsdienst.
2. Berufsberatung für Frauen und Mädchen, die Arbeit und Stellung suchen wollen.
3. Rat und Beistand in Fürsorgeangelegenheiten.

### Geschäftsstelle:

Am Wall 190/91<sup>II</sup> (Gebäude der Ortstrankenkasse).

### Geschäftsstunden:

Täglich von 9 bis 1 und von 3 bis 6 Uhr.

### Sprech- und Beratungsstunden:

Montag, Mittwoch, Freitag jeder Woche von 9-1 und von 4-6 Uhr.

Der Vorstand

der Bremer Zentrale für Arbeitsnachweise.



## Russische Spione überall!

**Unschädlich machen!**

Berlin, 2. August. Nach zuverlässigen Nachrichten bereisen russische Offiziere und Agenten in großer Zahl unser Land. Die Sicherheit des Deutschen Reiches fordert, daß aus patriotischem Pflichtgefühl heraus neben den amtlichen Organen das ganze Volk unbedingt dazu mitwirkt, solche gefährlichen Personen unschädlich zu machen. Durch rege Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht kann jeder an seiner Stelle zum glücklichen Ausgang des Krieges beitragen.

BUs ???



Hans **Böckler**  
**Stiftung** 

**hellmann**   
Worldwide Logistics

 **Hapag-Lloyd**  
Aktiengesellschaft

 **b**  
Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

 **Universität Bremen\***

 **Universität Bremen**

 **ZEIT-Stiftung**  
Ebelin und Gerd  
Bucerius